



RAINER SCHMIDT  
**DIE CANNABIS GMBH**

ROGNER & BERNHARD

## INHALTSVERZEICHNIS

Prolog	7
Teil I:	
Wachstum	11
Der Überfall	13
Madame	25
Der Brennnessel-Sud	32
Verdun im Garten	53
Mutter	62
Starker Tobak	68
Bruder-Stress	77
Der Hund von Baskerville	87
Die Deadline	99
Teil II:	
Blüte	121
Familienbande	123
Transportprobleme	134
Gesellschafts-Spiele	152
Drohkulissen	167
Die Geheimnisse der anderen	181
Das Sylt-Wochenende	194
Harte Zeiten	203
Kampf an allen Fronten	222
Die Rettung der Weltwirtschaft	237
Druck	258
Zeitenwechsel	272

1. Auflage, September 2014

© 2014 by Rogner & Bernhard GmbH & Co. Verlags KG, Berlin

ISBN 978-3-95403-068-2

www.rogner-bernhard.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitschriften oder Zeitungen, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Internet, auch einzelner Text- und Bildteile.

Lektorat: Catherine Beck

Umschlaggestaltung: Chrish Klose/Wednesday Design Works

Herstellung: Leslie Driesener, Berlin

Gesetzt aus der Palatino

durch omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

Teil III: Ernte	291
Ein besonderer Tag	293
Graf Zahl	311
And Justice for All	318
Ausgewählte Quellen, Film- und Lesetipps	343

## PROLOG

*Ich bin 36 Jahre alt, alle kennen mich nur als »der Dude«. Von außen könnte man vielleicht zu dem Schluss kommen, ich hätte in meinem ganzen Leben noch nie richtig gearbeitet, und zwar im Sinne von: überhaupt noch nicht, kein Jahr, keinen Monat, keinen Tag. Ein paar mögen das so sehen, der Staat ganz bestimmt, zumindest im Moment noch. Das ist allerdings eine Frage der Maßstäbe. Wenn »richtig arbeiten« heißt, dass man am Gängelband der Muschis vom Finanzamt und anderer offizieller Stellen hängt, die einem das Leben schwer machen, muss ich tatsächlich passen.*

*Aber bevor das hier so ein FDP-Gejammer wird: Ich bin keiner der Millionen Schwarzarbeiter, die sich um ihre Abgaben drücken. Oder so ein Raffzahn wie Uli Hoeneß. Ich hätte, und das meine ich völlig ernst, jederzeit gern Steuern und alles andere gezahlt, aber man hat es mir nicht erlaubt, obwohl ich ein hochwertiges Bio-Genussmittel produziert habe, das in Hamburg und Umgebung Massen von Kunden begeistert und ihr Leben bereichert hat. Ja, ich war als Unternehmer im Glücks-Business tätig, und zwar als Marihuana-Produzent. Zuletzt habe ich mit einer topmodernen Anlage beste Qualität für eine sehr anspruchsvolle Klientel aus allen Altersstufen und sozialen Schichten hergestellt. Eigentlich habe ich mein ganzes Leben immer nur Gras konsumiert, vertickt und angebaut.*

*Von Anfang an hatte ich nie Lust, einen sogenannten normalen Beruf zu erlernen, um anschließend eine ebenso normale Arbeitsstelle anzutreten, nur um da wie alle anderen zu verblöden. So*

*ein Leben musste um jeden Preis vermieden werden, das hatte ich schon sehr früh begriffen. So gesehen habe ich zwar im klassischen Sinne nie richtig gearbeitet, aber im nicht-klassischen Sinne habe ich mir wirklich, man könnte sagen, den Arsch aufgerissen, nicht selten sogar noch mehr: Mein Unternehmen war mein Universum, nichts außerhalb interessierte mich, auf nichts anderes konnte ich mich konzentrieren, Tag und Nacht ging es nur um die Firma, das Produkt, die Kunden. Jede Mittelstandsvereinigung wäre stolz auf mich gewesen. Zeitweise habe ich so malocht, dass ich überall Mitarbeiter des Monats geworden wäre. Meine Prioritäten waren glasklar, selbst gegenüber meiner Frau und meinen Kindern: Zuerst kommt immer die Firma, dann der Rest.*

*Bei mir konnten alle arbeiten, und zwar wirklich ohne Ansehen ihres Geschlechts oder ihrer Herkunft, selbst mit erheblichen körperlichen oder geistigen Beeinträchtigungen. Wo findet man das sonst noch? Man kann doch täglich lesen, wie sich große Firmen aus ihrer Verantwortung herauswinden. Ich war ein geradezu vorbildlicher Chef, das können sehr viele Menschen bestätigen. In unserem Betrieb gab es für jeden ein Plätzchen, Loyalität zahlte sich aus. Okay, wo es mit der Loyalität klemmte, musste man auch schon einmal ernstere Gespräche führen oder zusätzliche Maßnahmen ergreifen, aber das habe ich nie gemacht.*

*Ich bin Gras-Anbauer aus echter Leidenschaft geworden, obwohl ich das gar nicht bewusst vorhatte, ich wollte ja nur ein bisschen kiffen. Aber dann ergab es sich halt so, und meine Berufung wurde mein Beruf, eigentlich der Idealfall. Das gilt doch immer als erstrebenswerter Zustand: Nicht um sinnentleerte Arbeit soll es gehen, sondern um Selbstverwirklichung. Am besten noch im Dienste einer guten Sache, die auch andere glücklich macht. Und genau das traf auf mich zu. Die meisten Menschen landen in Jobs, in denen sie depressiv werden oder die sie nur durchhalten, weil sie sich selbst verleugnen und nach Feierabend von einer anderen Existenz träumen, in der sie »ihr Ding durchziehen«. Ich musste mich nie verbiegen und keine Kompromisse eingehen, ich lag keinem*

*Sozialsystem je auf der Tasche, ich habe mir alles selbst erarbeitet und niemandem geschadet. Ich glaube, die Bilanz kann sich sehen lassen.*

*Aber mir geht es nicht um Schönfärberei. Der Job hat mich am Ende schwer generot. Sorgen um Umsatz und Produktqualität ließen mich schlecht schlafen, wegen Lieferengpässen qualmte mir der Kopf; Materialmängel, Produktionsprobleme und organisatorische Fragen hielten mich rund um die Uhr auf den Beinen. Eigentlich fehlte nur noch ein nervender Betriebsrat zu meinem Glück, wobei ich Personalkonflikte ausstehen hatte, gegen die sind die üblichen Firmenprobleme lächerliche Petitesse. Von einigen irren Kunden und rabiaten Konkurrenten möchte ich gar nicht erst sprechen. Verglichen damit ist die soziale Marktwirtschaft eine Kindergarten-Veranstaltung.*

*Und das ist eigentlich der Kern allen Übels: Der Staat lässt uns redliche, hart arbeitende, mittelständische Gras-Produzenten leider total im Stich, ja, schlimmer noch, er liefert uns einem kriminellen Milieu aus, mit dem wir wie jeder normale Mensch nichts zu tun haben wollen. Selbstverständlich würden wir einen legalen, staatlich regulierten Markt mit Qualitätskontrollen und Jugendschutzgesetzen – wie man ihn vom Alkoholhandel her kennt – dem völlig unkontrollierten freien Schwarzmarkt tausendmal vorziehen. Das würde allen helfen – uns, den Konsumenten und natürlich dem Staat, der Hunderte Millionen Euro Steuern einnehmen könnte. In den USA, siehe Kalifornien oder Colorado, kann man ja gerade sehen, wie hervorragend das funktioniert. Barack Obama hat erklärt, er halte Cannabis nicht für schädlicher als Alkohol, selbst Ex-Microsoft-Manager wollen in dem Geschäft mitmischen. In Staaten wie Uruguay geht man ebenfalls ganz neue legale Wege. Auch bei uns sehen immer mehr Menschen ein, dass wir uns dem Thema entspannter nähern sollten. Erst kürzlich hat ein Verwaltungsgericht erstmals Schmerzpatienten erlaubt, Cannabis zu therapeutischen Zwecken selbst anzubauen, das ist zumindest ein Anfang. Fast vierzig Prozent aller deutschen Straf-*

*rechtsprofessoren haben die Drogenpolitik der Bundesregierung als »gescheitert, sozialschädlich und unökonomisch« bezeichnet und die Einsetzung einer Enquetekommission zur grundlegenden Überprüfung der Gesetze und Verbote gefordert. Ich hoffe sehr, dass sich bald auch bei uns die Vernunft durchsetzt und wir der Legalisierung von Cannabis einen Schritt näher kommen.*

*Die Arbeit war aber am Ende so fordernd, dass ich aussteigen wollte. Ja, ich hatte die Nase voll, weil ich den Stress nicht mehr ertragen konnte. Das sagen sie dir ja vorher nicht, kein Mensch hält dich durch ein paar aufklärende Worte von dieser eigentlich schönen Berufswahl ab – sie lassen dich, wenn man so will, sehenden Auges ins offene Messer laufen, und bevor du dir auch nur ein paar gründlichere Gedanken gemacht hast, bist du schon mitten drin im Glücks-Business und hast keine andere Chance mehr, als dich anzustrengen und das Spiel mitzuspielen. Denn wenn man schon einmal dabei ist, will man es natürlich auch gut machen. Nein, nicht nur gut – man will es perfekt machen.*

*Die Wahrheit ist: Ich wollte nicht irgendein Gras herstellen, ich wollte das beste und reinste Gras der Welt herstellen und damit alle glücklich machen. In aller Bescheidenheit: Ich war nah dran, sehr nah dran.*

*Hamburg, im Juli 2014  
Der Dude*

## TEIL I: WACHSTUM

## DER BRENNNESSEL-SUD

Madame spürte eine verzweifelnde Ermattung, als der Kleine kurz vor der Autoahnauffahrt eine neue CD einschob und sie nach ein paar Sekunden hoffnungsvoller Stille die Takte vernahm, die ihr die Ausweglosigkeit ihrer Lage augenblicklich vergegenwärtigten. Diese Schmalzstimme, dieser Rhythmus, bei dem jeder mit muss, die stumpfen Zeilen, die sich mit den einfältigsten Melodien in ein musikalisches Wachkoma schunkelten, um bei jedem normalen Zuhörer eine totale geistige Entropie zu bewirken. Aber Madame sah keine normalen Zuhörer, sie sah nur drei Wahnsinnige vor sich, die es vor lauter Euphorie ob der glockenklaren Stimme der verehrten Vicky Leandros kaum in den Sitzen hielt. »Theo, wir fahr'n nach Lodz«. Das Trio sang begeistert mit.

Kopfschüttelnd schaute Madame aus dem Fenster, wo Teile Schleswig-Holsteins an ihr vorbeizogen. Denn das hatte sie in den vergangenen drei Jahren gelernt: Das war ihr Soundtrack zum Untergang. Vicky Leandros hieß: Wir fahren in den Wald arbeiten.

Der Dude hatte durch Zufall einmal herausgefunden, dass die besten Naturstücke für seine Zwecke in der Nähe von Gut Basthorst zu finden waren. In dem schlossartigen Gehöft lebte seit ein paar Millionen Jahren die Familie des Enno Freiherr von Ruffin, der irgendwann die sogenannte rassige Griechin Vicky Leandros geheiratet hatte. Das hatte der Dude einmal durch Zufall in einer Klatschzeitung gelesen, und seitdem fand er es unglaublich lustig, auf der Fahrt

in die dortige Natur alle mit Musik der Schlagermaus einzustimmen. Madame teilte seinen Humor nicht immer.

Sie hatte früher das ein oder andere Mal das adlige deutsch-griechische Glück aus nächster Nähe bewundern dürfen, weil ihre Mutter die beiden zum Kaffee an die Elbe geladen hatte oder sie auf Gut Basthorst empfangen worden waren. Weder Stimme noch Musik hatten danach in ihren Ohren besser geklungen, obwohl ihr der konsequente Verzicht auf Originalität und Tiefgang bei den Kompositionen schon fast wieder Respekt abgenötigt hatte. Zu Hause hielt sie sich natürlich mit solchen Betrachtungen zurück. Die letzte Platte? Ganz entzückend, Frau Leandros, ganz entzückend. It's the society, stupid.

In einem Moment der Schwäche hatte der Dude einmal zugegeben, dass er in jungen Jahren vor erotischer Anspannung auf dem Sofa fast geplatzt wäre, wann immer die scharfe Vicky im Fernsehen ihre lange Mähne locker nach hinten geworfen und dabei ihr Mikro mit den langen und schlanken Fingern so provozierend umfasst hätte. Provozierend zumindest für jeden sexuell verstörten Zwölfjährigen.

»Hanfanbau ist verboten, aber die darf ungehindert singen, so kaputt ist das deutsche Rechtssystem«, hatte Madame einmal in die Runde geworfen, als die Jungs es gewagt hatten, in ihrem Wohnzimmer die Griechin aufzulegen. Seitdem schien es dem Dude, wie Madame manchmal zu bemerken glaubte, noch mehr Freude zu bereiten, das Liedgut in monströser Lautstärke durch die VW-Bus-Boxen schepfern zu lassen. Gerade lief wieder »Weil mein Herz dich nie mehr vergisst«, das objektiv betrachtet vermutlich größte musikalische Verbrechen der Leandros, eine deutsche Version des Titanic-Songs »My Heart will go on«. Der Dude schien Tränen im Auge zu haben. Manchmal machte Madame ihr Kerl wirklich Angst.

Der Wagen ruckelte einen Feldweg lang und kam abrupt zum Stehen. Vor ihnen lag eine kleine Lichtung mit hohem Gras und dichtem Buschwerk, dahinter fing dunkler Wald an. Madame sah die Brennesselfelder, üppig, dicht, bedrohlich. In dieser Gegend fühlten sich die Dinger noch giftiger, noch aggressiver an. Selbst kürzeste Berührungen mit den Blättern ließen die betroffenen Hautteile geradezu explodieren, auch durch T-Shirts, durch dünne Jeans, eigentlich durch alles. Sie hasste es, sagte aber nichts.

Der Kleine zog sich die Arbeitshandschuhe und die dicke Fischerhose an, in der er zwar schwitzen würde wie in der Sahara mittags um zwölf, aber nach der Arbeit wenigstens nicht aussah wie ein verbeulter Alien. Er liebte die Arbeit im Freien. Eine Plantage in der Natur war sein größter Traum. Angesichts der wogenden Brennesselfelder sah der Kleine automatisch die Bilder von El Búfalo vor sich, nicht unbedingt die größte, bestimmt aber die legendärste Marihuana-Plantage, die es je in Mexiko gegeben hatte. Die Geschichte erzählte er ihnen eigentlich jedes Mal, wenn sie hierher fuhren. »Stellt euch das vor, mehr als tausend Hektar, irgendwo auf der Ostseite der Sierra Madre im Staat Chihuahua. Mehr als tausend Campesinos auf den Feldern, vielleicht sogar zehntausend, unfassbar, oder?«

Der Kleine guckte verklärt in die Runde, Madame lächelte wohlwollend, der Bruder zog rasch eine dicke Line vom Armaturenbrett, der Dude grinste und drückte seinen Joint in den Aschenbecher. Der Kleine war Madame der liebste Freund vom Dude, so zart, so rein wirkte er, so beseelt von seiner Arbeit und seiner Mission.

Zum engeren Kreis gehörten neben dem Bruder noch der stille Eight Fingers, der so hieß, weil er sich mal bei Schreinerarbeiten den kleinen und den Ringfinger sowie einen weiteren beachtlichen Teil der rechten Hand abgeschnitten hatte, weshalb er diese trotz einer Art Prothese nur sehr eingeschränkt für filigrane Gärtnerarbeiten benutzen konnte,

sowie No Brain, der seinen Spitznamen einer Pistolenkugel zu verdanken hatte, die aus mysteriösen Gründen nach einer geschäftlichen Auseinandersetzung einst in seinem Kopf gelandet war und da angeblich immer noch drin steckte. Zu sehen war allerdings nichts außer einer kleinen Narbe. Öfter tauchte auch ein grummeliger Charly auf, der sie aber kaum ansehen konnte. Eine verrückte Truppe, dachte sie mal wieder und hörte den Kleinen weiter schwelgen.

»Die haben da mehrere tausend Tonnen produziert, 6000 Tonnen sollen es in der Spitze gewesen sein! Das wären nach heutigen Preisen auf dem amerikanischen Markt etwa acht Milliarden Dollar Umsatz – pro Jahr. Mit *einer* Anlage!« Sein Gesicht glühte, er sah die Sierra Madre, er sah das riesige Feld vor sich, vielleicht waren es auch mehrere riesige Felder, die Erzählungen waren nicht sehr präzise, aber gewaltig muss es auf jeden Fall gewesen sein. Das Gelobte Land, das Paradies, das Zentrum des Guten, wie er dachte, obwohl er wusste, dass die Kartelle schon damals grausam vorgingen, aber er sah nur die Pflanzen, die unschuldigen Pflanzen und all das Glück, dass sie den Menschen fern der Sierra Madre geschenkt hatten. Er sah die Plantage unter der gleißenden Sonne, umgeben von Wüste, von oben geschützt durch schwarze Netze. Keine Lampen, keine Zeitschaltuhren, einfach die reine mexikanische Sonne und klares Wasser. Er sah weiß gekleidete Arbeiter vor sich, Hüte schützten ihre gegerbten Gesichter, wie sie durch die endlosen Pflanzenreihen gingen. Wenn er genug Geld gespart hätte, würde er nach Mexiko fliegen und den heiligen Grund aufsuchen. Das hatte er sich in dem Moment geschworen, als er zum ersten Mal von diesem Ort und seinem Ende gehört hatte: »Von einem korrupten DEA-Veteranen sind sie verraten worden, einem Menschheitshasser, das muss er gewesen sein, ein bürokratischer Ehrgeizling, der selbst nur aus der nackten Gier bestand, die er den Anbauern unterstellte. Mit Hubschraubern und fast fünfhundert Soldaten haben sie El Búfalo gestürmt, danach war es aus. Was muss das für ein



Stoff gewesen sein. Man sagt, dass praktisch alle Studenten auf allen Demos seit den 60er Jahren in Europa das Gras von dieser Plantage geraucht haben, irre!« Er machte eine Pause und zog sich die Hosenträger der Gummihose über die Schultern. »Aber heute brauchen wir kein El Búfalo mehr, denn jetzt gibt es das beste Gras der Welt von uns!«

Der Dude lachte. Für ihn war der Kleine ein Künstler, der eine Form der Kommunikation mit seinen Pflanzen betrieb, die nicht erlernbar war. Niemand litt so sehr unter den herrschenden Regeln wie er, niemand kämpfte so unermüdlich an allen Fronten für eine Veränderung der Gesetze, für liberalere Bestimmungen und mehr Toleranz. Eigentlich hielt der Dude das Engagement des Kleinen bei diversen »Legalize it«-Initiativen angesichts ihres Geschäfts für gefährlich, aber davon würde er ihn nie abbringen können. Der Dude hörte dem Kleinen gern zu. Nie dachte der in einem egoistischen »Ich«, stets nur in einem großen »Wir«. Besitz war ihm egal, materielle Reichtümer lästig, was er hatte, teilte er, ohne dass er danach gefragt werden musste. Der Kleine kannte keine Lüge und keine Heuchelei, er verschwendete seine Zeit nicht mit Taktik oder Schmeicheleien, der Dude liebte ihn für seine Menschlichkeit und seine guten Absichten. Dafür, dass alle nach ihren Vorstellungen glücklich werden und alle legal rauchen sollten, was der allergrößte Wunsch des Kleinen war: Weltbefriedung durch Kiffen. Geiles Ding.

Madame schaute im Rückspiegel gequält, der Dude nickte ihr aufmunternd zu. Er liebte das. Mit der ganzen Familie mitten in der Woche zur Arbeit fahren. Die Natur genießen, nachher vielleicht noch ein, zwei Tüten rauchen, ach, ihr Leben war ein schöner, unwirklicher Traum. So viel Freiheit, so viel Autonomie – manchmal musste man dafür eben einen kleinen Preis bezahlen: jetzt.

Sie wollten das ökologisch beste und reinste Gras herstellen. Das war ein schönes, zeitgemäßes Ziel. Es war auch ein

Alleinstellungsmerkmal auf dem Markt. Die Leute waren qualitätsbewusster geworden. Seit sich in den 90er Jahren die Gesetzgebung für Konsumenten etwas entspannt hatte und der Besitz von ein paar Gramm nicht gleich mit der Todesstrafe bedacht wurde, stiegen die Ansprüche. Wer nicht zufrieden war, blieb nicht kleinlaut auf seinem Einkauf sitzen, sondern beschwerte sich beim Lieferanten. Natürlich gab es immer Touristen und andere Deppen, die sich nachts in Seitenstraßen in der Schanze oder im Karo Viertel Mist verkaufen ließen, aber das war eine andere Welt. Trotzdem hatten auch versiertere Einkäufer hin und wieder Probleme.

Auf dem Markt wurden immer wieder unmögliche und gefährliche Sachen angeboten. Von härteren Stoffen war man das gewohnt. Jeder wusste, dass selten mehr als 30 Prozent Kokain im Koks war, das auf der Straße angeboten wurde, oft weniger. Das war ohnehin das böse Produkt: zu viel Geld, zu viel Gewalt, zu viel kriminelle Energie.

Aber auch die Cannabis-Konsumenten mussten lernen, dass mit ihrem Naturerzeugnis Schindluder getrieben wurde. Blütenmaterial wurde mit Talkum, Zucker, Flüssigplastik, Sand oder Steinmehl kunstvoll gestreckt, Blätter ohne jede Spur von THC wurden in holländischen Produktionsstätten vor der Auslieferung nach Deutschland mit gut duftendem THC-Spray eingesprüht, auf dass die Deppen jenseits der Grenze willenslos zuschlagen würden. Es waren schon Fälle aufgetreten, bei denen Hunderte Konsumenten mit Bleivergiftungen in die Krankenhäuser eingeliefert werden mussten, weil skrupellose Marihuana-Anbauer das Gewicht ihrer Ware massiv durch Blei gestreckt hatten. Der Kleine war außer sich gewesen: »Diese Staats-Heuchler reden von Jugendschutz oder Gesundheitsschutz? Wenn sie das ernst meinen würden, müssten sie Cannabis sofort genauso prüfen wie alle anderen Genussmittel auch. Und wenn sie Jugendliche schützen wollten, müssten sie eben die Abgabe kontrollieren wie bei den Volksdrogen Alkohol und

Zigaretten! Aber nein, sie lassen ihre Jugend lieber ins Verderben rennen und von Giftpanschern verseuchen, als dass sie über ihren eigenen miesen Schatten springen würden. Sie geben einen Dreck auf die Gesundheit ihrer Jugend, ihre Ideologie ist ihnen wichtiger!«

Das waren kriminelle Ausnahmen, aber es gab auch andere ungesunde Aspekte. Wegen der Gesetzeslage wurde in Europa meist Indoor angebaut. Das bedeutete eine ständige Bedrohung durch Schädlinge, Schimmel und Pilzbefall, auf den viele Großanbauer mit der Chemiekeule antworteten. Mit Schaudern lasen der Dude und seine Freunde Berichte über Dope und Gras aus Coffeeshops in Amsterdam und grenznahen Regionen, in dem deutliche Rückstände von Schädlings-, Pilz- und Fäulnisbekämpfungsmitteln gefunden wurden, darunter die nicht sehr appetitlichen Pflanzenschutzmittel Fluralaxyl, Propamocarb und Abamectin. Deswegen hieß ihre Antwort: hundert Prozent öko.

Chemiefreies, gut riechendes, besser schmeckendes und klarer wirkendes Gras aus natürlichstem Anbau fanden alle sensationell. Leider auch die Insektenwelt. Ach, ihr benutzt keine Pestizide? Toll, wir kommen.

Den Dude deprimierte das ungemein: »Kaum merken die Viecher, dass du der Ghandi der Botanik bist, schon verhalten sie sich wie eine Horde besoffener Hooligans; sie erkennen nicht die großzügige Geste, die aner kennenswerten Vorsätze und menschliche Größe deines Verhaltens, sie sehen in dir nur das vertrottelte Opfer, den freiwilligen Selbsthinrichter, den Sandsack, in den sie reinschlagen können, bis sie vor Muskelkater aufhören müssen.« Es war ein Krieg, den der Dude nicht gewollt hatte. Aber es war wie auf der Straße: Wenn der andere von einem fanatischen Vernichtungswillen getrieben ist, gibt es keine Verhandlungen, keinen Deal, keinen Kompromiss. Wenn der andere den totalen Krieg will, hast du nur eine Wahl: Stirb mit oder stirb ohne Gegenwehr. Aber stirb.

Da hatten sie die Rechnung allerdings ohne den Dude gemacht. Ihr Öko-Kodex zwang sie zu einer unkonventionellen Kriegsführung mit B-Waffen. Wenn schon Kampf, dann mit der Munition der Natur: Brennnessel-Sud statt Pestizide.

Das kam dem Dude manchmal alles wie ein riesengroßer Witz vor. Umweltschutz, Kernkraftwerke, Autoabgase, das hatte ihn noch nie in seinem Leben interessiert. Als ganz Deutschland über Sauren Regen und sterbende Bäume jammerte, hatte er als Kind überall »Mein Auto fährt auch ohne Wald«-Aufkleber hingepappt. Als die ganzen langhaarigen Zausel nach Tschernobyl gegen AKWs auf die Straße gegangen waren, hatte er als junger Schüler nur gelacht und mit ein paar Kumpeln den blödesten von denen das Gras oder Dope aus den Taschen geklaut. Er fand den ganzen Alternativ-Gedanken genauso attraktiv und sexy wie die dazugehörigen, von oben bis unten mit dichten Haarpelzen überzogenen alternativen Frauen – das ging alles gar nicht. Bis die Anlage kam. Man bekommt das beste Gras der Welt nur, wenn es hundert Prozent rein gezüchtet wird? Das machte ihn zu einem echten Natur-Soldaten, zu einem Bio-Radikalen, einem betonharten Reinheitsfanatiker. Alles eine Frage der Motivation.

Sie gingen frisch ans Werk. Der Kleine mit seiner Druiden-Sichel, die vom Bruder immer nur »Miraculix-Schere« genannt wurde. Der Dude mit einer Machete, die er in einem Vietnam-Veteranen-Shop erworben hatte. Der Bruder zwickte die Äste und Strunke mit einer geklauten Heckenscheere ab, Madame suchte freiwillig unaussprechliche Irrläufer der Evolution und andere Krabbelmonster, mit denen den Schädlingen daheim naturgerecht der Garaus gemacht werden könnte. Diese hässlichen Missgeburten, die auf des Dudes Seite kämpfen mussten, nannte er nur seine »Kettenhunde«, die er mit sadistischer Freude und Akribie von der Leine ließ, wenn er die ersten Unholde an seinen kleinen Schätzchen im Schuppen sichtete. Manchmal, weil er sich

ja immer noch als traditionellen Ruhrpott-SPDler sah, zitierte er vor dem Einsatz seiner »Kettenhunde« Gustav Noske mit dessen Schlächterspruch vor der grausamen Niederschlagung der deutschen Revolution von 1918/19: »Einer muss der Bluthund sein!«

Madame kroch fluchend und keuchend über den feuchten und bemoosten Boden, nach Sekunden war ihre Jeans durchnässt, es roch pervers nach frischem Waldboden, dieser Duftmischung aus altem Geschlecht und jungen Trieben. Mit bloßen Fingern drehte sie kleinste Steine und Äste um und puhlte mit ihren bis eben noch sauber lackierten langen Fingernägeln seltsame Wesen aus kleinsten Löchern, die sie nicht ohne Sammlerstolz in Einmachgläser steckte. Nach einer halben Stunde wimmelte und kreuchte es schon auf mehreren Lagen hinter dickem Glas. Morgen würde sie unbedingt einen Termin im Nagelstudio machen müssen. Wenn ihre Mutter diese zersplitterten Ruinen sähe, würde sie enterbt.

Der Dede winkte zu ihr herüber. Sie sah sein erhitztes Gesicht. Diese Freude. Dieser Stolz. Sie hatte ihm schon öfter mal kleine Aufmerksamkeiten mitgebracht. Hier mal eine CD, da mal ein Hemd, vielleicht mal eine DVD. Das entlockte ihm immer dieses süße, jugenhafte Lächeln, diesen Fieberkranz um die Augen, der sie schmelzen ließ. Aber nichts machte ihn so glücklich, nichts ließ ihn so strahlen wie ein Marmeladenglas voll Käfer, die sie ab und zu heimlich für ihn sammelte, weil sie wusste, wie froh sie ihn damit machte. In diesen Momenten strahlte er ein Glück aus wie sonst nur bei ihrer Mitteilung vor zwei Wochen, dass sie mit Zwillingen schwanger sei.

Madames Hose war klatschnass, ihre Arme bluteten, weil sie im spitzen Gebüsch hängen blieb, die riesigen Quaddeln der Brennnessel, die sie durch das T-Shirt und die Hose am ganzen Körper trotz aller Vorsicht davongetragen hatte, juckten so, dass sie sich am liebsten die Haut in Streifen vom

Fleisch ziehen wollte. Sie sagte nichts. Klagen wurden bei diesen Einsätzen nicht akzeptiert. Wem es zu arg wurde, der durfte eine Pause machen und eine Tüte rauchen. Stundenlang ging das so, an so vielen Wochenenden im Jahr, manchmal hier, im Vicky-Leandros-Gedächtniswald, manchmal in anderen absurden Forsten, die sie nach stundenlangen Irrfahrten, wie es ihr vorkam, erreichten. Es war ein hartes Programm im Dienste des ökologischen Fortschritts und der Wünsche der Kunden. Völlig gerädert saß sie montags manchmal im Büro, kaputter als nach jedem normalen Arbeitstag.

Sie schaute auf ihre drei Jungs, die wegen der Brennnesseln mittlerweile alle aussahen, als litten sie unter Ausformungen des Elefantensyndroms. Mehrere Säcke von dem Höllenzeug warteten bereits im Bus, andere standen halb voll auf der Lichtung. Das war so bezaubernd mit anzusehen, wie diese naiven, immer viel zu blauäugigen Jungs loslegten, mit welcher Begeisterung und mit welchem Spaß und ohne dabei auch nur irgendeinen Gedanken zu viel an die möglichen Konsequenzen zu verschwenden. Am liebsten würden die ihrem Zeug noch so ein Siegel draufdrücken: »Nach dem deutschen Reinheitsgebot gezüchtet«, so stolz waren sie auf ihre Ergebnisse. Ihre Hingabe und ihre handwerkliche Perfektion, ihr Fleiß und ihre Kompromisslosigkeit wurden tatsächlich mit der höchstmöglichen Qualität belohnt. Der Bauernverband wäre entzückt, solche Landwirte in seinen Reihen zu wissen, dachte Madame oft.

Für diese Jungs, gab es überhaupt keine Außenwelt, es gab nur ihr kleines, feines Universum der heiligen Brüder des gesegneten Grases. Ihre Euphorie und dieser Enthusiasmus hatte etwas Inspirierendes, Ansteckendes, diese Kerle wollten was, das spürte jeder, auch wenn niemand wusste, was sie so trieben. Diese Freiheit, die sie leben, dachte Madame, die strahlen sie auch nach außen aus, diese besondere Form von innerer Reinheit und Schönheit lässt sie leuchten. Das waren eben keine Typen, die sich im Ratten-

rennen der Angestelltenkultur hatten verbiegen und zerfleischen müssen, die kannten mehr vom Leben als Sitzungsäle und Hinterzimmer, in denen sie sich mit teigigen Typen um lächerliche Jobs streiten mussten. Hier ging es nicht um Kfz-Versicherungen oder lächerliche Brause für Erwachsene, nicht um aalglatte Leben in aalglatten Gebäuden und aalglatten Hirnen, hier wurde sehr ernst und sehr akribisch mit großer Energie und tiefster innerster Überzeugung an der perfekten Glücksformel gearbeitet. Die wollten wirklich das beste Gras der ganzen Welt herstellen. Und daran arbeiteten sie so ernsthaft wie einst die Wissenschaftler des Manhattan Project an der ersten Atombombe. Und irgendwie waren die Sachen durchaus vergleichbar, nur mit umgekehrten Vorzeichen: Sie wollten das Bewusstsein in neue Sphären sprengen – und dabei niemanden verletzen.

Erschöpft ließen sie sich auf der Heimfahrt von Underground Resistance und deren »Riot«-EP wach halten, der Bruder zusätzlich von ein paar kleinen Lines, die er mit seinem Standardspruch: »Auflegen, nachlegen, auf geht's« kommentierte. Der Dude ignorierte ihn, er war zufrieden. Die Ausbeute war ergiebig, damit würden sie lange hinkommen. Der Kleine war agil wie immer und blätterte eifrig in einem Hanf-Samen-Katalog. »Dude, wir müssen unbedingt mal »Top 44« ausprobieren, das sind echte Schnellblüher, hier steht's: Top 44 kann nach 44 Tagen blühen und ist gut für Anfänger geeignet. Ihr Rauch ist reichhaltig, pfeffrig und Skunk-ähnlich mit einem lang anhaltenden Buzz-Effekt. Klingt doch geil, oder?«

Der Dude lächelte bloß, es rührte ihn an, wenn er sah, wie sehr der Kleine für dieses Zeug, nun ja, brannte.

»Oder mal eine Haze-Sorte? Die wird auch sehr gelobt: Reife Haze-Buds werden von Genießern weltweit für ihren elektrisierenden, energetischen, aufmunternden High-Effekt geschätzt. Haze hat ein individuelles, komplexes Aroma, das während des Anbaus zurückhaltend ist, beim Rauchen aber

ein sehr starkes Geschmackempfinden auslöst. Hammer, das will man doch sofort mal ausprobieren!«

In den vier riesigen Restauranttöpfen köchelte das Brennessel-Geäst vor sich hin, vier weitere waren bereits bis zum Anschlag gefüllt und warteten im Einweichbereich. Es war ein Gebräu aus den schlimmsten und heißesten Kesseln der Vorhölle. Keine Gewerkschaftsabteilung hätte die ungeschützte Arbeit an diesem Herd erlaubt, kein Arbeiter sie freiwillig gemacht. Nur in nordkoreanischen Umerziehungslagern wäre das heute vielleicht möglich, überlegte der Dude, aber das war's. Sie trugen Handschuhe, sie trugen Mundschutz und diese lächerlichen Schutzbrillen, die man aus dem Schul-Chemie-Unterricht kannte. Direkte Verätzungen wurden so weitestgehend vermieden. Hier und da spritzte plötzlich wie in der »Spinat«-Werbung von Verona Feldbusch ein grünes Bläschen aus dem schlecht bedeckelten Topf und verbrannte ein Stück Haut auf einem Unterarm oder einem nackten Oberschenkel, aber das eigentliche Problem war der Gestank. Ein undefinierbares ätzendes Etwas, ein Brechreizreger vom Feinsten, säuerlich, scharf, als hielte man einen heißen Sandstrahler gefüllt mit groben Salzkörnern auf die vereiterte, nässende Innenseite der Nasenflügel kurz vor dem Stadium endgültiger Fäulnis. Der Sud kroch ins Hirn, diffundierte durch die Haut in jede Körperzelle und nahm alles in Beschlag.

Die Kocherei dauerte Stunde um Stunde. Anfangs hatte sich der Dude noch manchmal dabei übergeben, das war längst vorbei. Trotzdem blieb der Sud ätzend. Das sollte er auch sein, das war seine originäre Aufgabe, deswegen verteilten sie ihn ja später geradezu zärtlich zwischen den Pflanzen, damit er dort den Gegenangriff einleiten und vorhandene Feinde erledigen und zukünftige abhalten konnte.

Der Preis war hoch. Nach einem halben Tag schwitzten sie den Sud, pissten sie den Sud, kackten sie den Sud. Aber,

dachte der Dude, wenn es unseren schönen Pflanzen damit gut geht, wenn sie genau das brauchen, dann kriegen sie das natürlich auch, denn das Ergebnis entschädigt uns für all diese Qualen.

\*

*Der kleine Dude sitzt am Frühstückstisch. Neben ihm isst sein Bruder. Die Schwestern sind nicht da, wieso sind die Schwestern nicht da, irgendwo müssen doch die Schwestern sein. Die Brüder kauern sich über ihre Teller und reden nicht. Sie wechseln Blicke. Es ist laut, sehr laut. Ein Mann brüllt. Er droht und schreit und tritt gegen Schränke, Geschirr klappert, eine Frau weint, sein Bruder reißt die Augen weit auf, man sieht fast nur noch das Weiße, der Dude hat Angst. Der Mann steht im Unterhemd vor ihm, Mund weit aufgerissen, Speichelfäden laufen auf das Unterhemd, auf dem weißen Stoff sind Eiflecken, dunkelgelbe Eiflecken, der Dude hasst Eigelb. Der Mann hat dichte schwarze Haare unter den Achseln, die kann der Dude gut sehen, weil der Mann direkt vor ihm die Arme weit nach oben gestreckt hat. Über dem Kopf des Mannes, der so laut schreit, dass der Dude gar nichts mehr hört, blitzt ein helles Licht. Der Dude spürt sein Herz im Mund. Ihm ist schlecht. Er zittert unkontrolliert. Das Licht bewegt sich rasend schnell auf den Dude zu. Es ist gar kein Licht, sondern blitzender Stahl. Der Dude lässt sich zur Seite fallen. Es gibt einen lauten Knall. Der Mann hat eine große Axt in den Kühlschrank geschlagen. Die Klinge ist in die Tür eingedrungen, wo eben noch der Dude gesessen hatte. Der Dude weint. Der Dude schreit.*

»Hase, hey, Hase, alles gut, alles in Ordnung, nichts passiert, nur ein Traum ...«

Der Dude sah Madame, die sich über ihn beugte und sein Gesicht in die Hände genommen hatte, er sah die Vorhänge und den Bauernschrank neben dem Bett. Er war zu Hause. Er war entkommen. Die Axt hatte ihn verfehlt.

Dieser verdammte Traum schon wieder. Er hasste das. Der Mann mit der Axt kam regelmäßig vorbei. Manchmal

gab es ein paar Monate Pause, dann war er wieder auf Sendung, zu gewissen Zeiten einmal im Monat. Sie hatten schon so oft drüber geredet, die Sequenzen ergaben keinen Sinn. Sie waren kein Vorzeichen und keine Strafe für irgendwas, kein Symbol und keine Warnung. Er hatte einfach einen blöden Traum, der sich immer wiederholte.

»Was war es?«

»Besuch vom Axtmann.«

»Ach, war der in Urlaub? Hatten wir ja lange nichts von gehört.«

»Sehr witzig.«

»Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

\*

Der Dude liebte seine Pflanzen. Er sprach mit ihnen, er spielte ihnen Musik vor und erzielte mit ein bisschen Vocal-House die besten Resultate, wie er glaubte. Er schnitt nur in bestimmten Mondphasen an ihnen herum, weil das als besonders sensibel galt. Es war eine Beschäftigung, die ihn erfüllte und beglückte, der Hanf berührte eine Stelle in seiner Seele, die er vorher nicht gekannt hatte. Cannabis gehörte seit vielen Jahren zu seinem Leben, zu seinem Denken, zu seinem Wesen, wie man sagen konnte, aber das war eine Einbahnstraße gewesen, der Dude als Nutzer, als Konsument, es hatte kein Geschäft auf Gegenseitigkeit gegeben, keine warme Beziehung im vollständigen Sinne. Die entstand erst jetzt. Der Dude konnte etwas zurückgeben, er umsorgte seine Schützlinge, er bemutterte und verhätschelte sie wie sonst nur seine schwangere Madame. Die Innigkeit wurde von den anderen belächelt und amüsiert registriert. Wenn sie morgens in den Schuppen kamen und sahen, wie sich der Dude zwischen den Topfreihen aus seinem Schlafsack quälte, weil er mal wieder inmitten seiner »wahren Freunde«, wie er die Aufzucht manchmal nur halb im Scherz nannte, geschlafen hatte, keine zehn Meter Luftlinie von seinem ei-



genen Bett und seiner heranwachsenden Familie entfernt, hörte er sich ungerührt ihre Sprüche an.

»Na, Dude, hast du es wieder mit unseren Pflanzen getrieben, du alte Sau, es riecht hier so seltsam!«

»Die Nachbarn haben erzählt, sie hätten seltsame Schreie aus dem Schuppen gehört, pass mal auf, dass die nicht die Bullen rufen.«

»Wenn wir an deinem Schwanz wieder Harz-Spuren finden, müssen wir über Kondome nachdenken.«

»Wird Madame nicht langsam eifersüchtig?«

»Ihr Quatschköpfe wisst einfach nicht, wie sich echte Liebe anfühlt. Wenn ihr reinkommt, kräuseln sich ja schon in allen Töpfen die Blätter – und jetzt Schnauze!«

Nächtelang diskutierten sie, wie was verbessert werden könnte. Neue Techniken wurden erörtert und wieder verworfen, neue Supertipps ausgetauscht und dabei vor allem ganz viel geraucht. Das war das Allerwichtigste: rauchen, rauchen, rauchen. Das führte nicht immer nur zu produktiven Diskussionen.

Als das Gerücht kursierte, nachts würden Polizeihubschrauber über der Stadt mit Wärmekameras kreisen, um die besonders erhitzten Cannabisplantagen-Räume in der Innenstadt ausfindig zu machen, gab es sofort wahnwitzige Ideen und paranoide Lösungsvorschläge. Kurz vor der Realisierung stand der profunde Plan, noch zwei, drei massive Kühlschränke zu kaufen, die allein der Eiswürfelproduktion dienen sollten, um mit diesen Würfelmassen das Glasdach des Schuppens effektiv zu kühlen und somit für die Kameras unsichtbar zu machen. Dieser an sich natürlich geniale Schlachtplan wurde nur deswegen kurzfristig verworfen, weil Madame sie alle mit den Worten aus dem Wohnzimmer schmiss: »Ich will mir diesen Blödsinn nicht länger anhören müssen!«

Eines Tages klingelte Erwin, ihr Vermieter. »Pass mal auf, Dude, ich bin echt ein toleranter Mensch, aber wenn ihr das weiter so stinken lasst, dann habe ich bald die Bullen in der Tür stehen, und darauf habe ich keinen Bock, also mach irgendwas!« Erwin drehte sich abrupt um und wollte nicht weiterquatschen. Das bedeutete: Der war echt sauer. Sonst entwickelte er aus beiläufigsten Bemerkungen noch lange Unterhaltungen, weil er hoffte, er bekäme ein bisschen Gras zugesteckt, was der Dude auch meistens tat. Manchmal schenkte er ihm auch ein oder zwei Briefchen mit Kokain, worauf der Erwin besonders scharf war. In Wirklichkeit war der alte Hippie Erwin ein passionierter Nasivist, der sich am liebsten von morgens bis abends das weiße Gold in die Nase gepumpt hätte. Aber aus alten ideologischen Gründen (»Yuppie-Droge«) und einer zickig wirkenden Lebensgefährtin, die nach sinnloser Radikalabstinenz auf allen interessanten Gebieten des Lebens aussah, gab er diese Leidenschaft nicht zu. Der Erwin kiffte – das passte gerade noch in das Bild, das gleichaltrige Freunde von ihm, alle in den späten Fünfzigern, wohl hatten. Koks war in diesen Kreisen die Droge des Klassenfeinds, leistungssteigernd und kapitalismuskompatibel. In einer sehr betrunkenen Nacht hatte sich Erwin einmal dem Dude offenbart und ihn angebettelt, er möge ihm ab und zu doch bitte bisschen Coca besorgen, dann würde er auch nichts zu seinen deutlich umfangreicher als vereinbarten Aktivitäten im Schuppen sagen.

Der Dude hatte zähneknirschend zugesagt – im Sinne ihres Betriebs: Sie waren zwingend auf Erwins Wohlwollen angewiesen.

There's no such thing as a free lunch, hatte Margaret Thatcher einst das Wesen Kapitalismus prägnant zusammengefasst, das hatte Madame ihm einmal in diesem Zusammenhang erklärt, also sah der Dude die eingeforderten Deputate und die Besorgungsdienste für das Pulver als eine Art Zusatz-Miete für den ihnen gewährten Freiraum. Ohne Erwin keine Anlage. Also ein guter Deal. Aber beim letzten Strom-

ausfall hatte der Altfreak ihm im Flur wütend zugezischt: »Ich warne dich, übertreibe es nicht, Dude.«

Mit den mittlerweile gut dreißig Natriumdampf- und Metallhalogen-Hochdrucklampen für ihre Zucht waren die Leitungen hoffnungslos überlastet. Mehrfach legten sie ihr Haus und einmal sogar das komplette Viertel lahm. Der Knall war gewaltig, ein Blick aus dem Fenster ließ sie zusammensucken: Ganz Altona war rabenschwarz. Offensichtlich lag ein zentraler Verteilerpunkt direkt vor dem Laden unten.

Noch in der Nacht rückte der Entstördienst an. Als sie am Morgen vorsichtig rausschauten, hatten die Bauarbeiter mit einem Minibagger den Bürgersteig aufgerissen und werkten tief im Erdreich. Der Dude ging runter und fragte freundlich nach der Ursache des gestrigen Blackouts. Ein verschwitzter Vorarbeiter kroch aus dem Loch, nahm den Helm ab und kratzte sich den nassen Schädel: »Keine Ahnung, da muss jemand einen Hammer-Kurzen fabriziert haben, das habe ich meiner ganzen Laufbahn noch nicht erlebt. Unsere Hauptsicherung am Verteiler ist praktisch geschmolzen. Vielleicht betreibt hier jemand irgendwo eine geheime Fabrik ...?«

Der Dude stutzte.

Der Vorarbeiter lachte, seine Kollegen grölten. Guter Scherz. Ha ha, geheime Fabrik. Sie drehten sich um und buddelten weiter.

Der Dude und seine Freunde schoben stundenlang Horror, krochen unter die Anlage, verstellten die Zeitschaltuhren entsprechend der unfreiwilligen Pause, um das größte Chaos für die Pflanzen zu verhindern. Er beantragte sofort eine Gewerbestromleitung. Für eine normale Wohnadresse. Niemand fragte jemals nach, was er damit wollte. Bei 1000 oder 2000 Euro Stromrechnung gab es im Konzern keine Fragen mehr, nur noch erleuchtete Gesichter. It's the economy, stupid.

Die Lampen im Schuppen entwickelten eine enorme Hitze. In Kombination mit der permanenten Bewässerung entstanden eine hohe Luftfeuchtigkeit und die Notwendigkeit, frische Luft zuzuführen. Dazu hatten zunächst zwei einfache Löcher an gegenüberliegenden Wänden gereicht – die heiße Luft trat aus der oberen Öffnung aus, der entstehende Unterdruck saugte frische Luft durch das tiefer angebrachte Loch an. Das war bei ein paar wenigen Pflanzen noch einfach, später brauchten sie kleine Ventilatoren für die Zu- und Abluft sowie Standventilatoren in den Räumen, um die Luft gut durchzumischen. Jetzt hatten sie die nächste Kapazitätsgrenze erreicht.

Nach Erwins jüngster Beschwerde über zu starke Geruchsbelästigung fuhren sie zu ihrem Lieblings-Fachgeschäft für den ambitionierten Hanf-Freund und kauften den bisher größten Ventilator mit einem Durchmesser von knapp einem Meter und eingebautem Kohlestoff-Filter. Die ersten Ventilatoren hatten sie noch mit Kästen, Gummiunterlagen und Steinwolle schallgedämpft, mittlerweile gab es die leisen Varianten auch zu kaufen. Hier ein paar hundert Euro fürs Equipment, da mal ein Tausender für den Strom, das waren echte Investitionen, dachte der Dude. Das musste alles wieder verdient werden. Sie waren zum Erfolg verdammt.

Nach den letzten Problemen mit dem Strom und der Lüftung hatte es zwischen Madame und dem Dude ein bisschen geknirscht, weil sie die in solchen Situationen entstehende Hektik als sehr unangenehm empfand, was er wiederum auf mangelndes Interesse an seiner Arbeit zurückführte, mindestens aber auf Unwissenheit. Es war nicht der erste Konflikt dieser Art. Deswegen hatte sie ihm den einen kleinen, giftigen Satzknochen hingeworfen. »Tja, wenn der Meister seine Geheimnisse nicht mit mir teilen will, weil er mir nicht vertraut, werde ich wohl dumm sterben müssen!« Fieser Vorwurf. Böse Unterstellung. Darauf gab es nur eine Antwort: den *Dude-Workshop*. Womit fing es einst an, wie hatte

es sich entwickelt? Kurzum: Wie werde ich Profianbauer in drei Schritten?

*Dude-Workshop Part I: die Grundlagen.*

*Das Starterset im Schuppen war einst eine Pflanze in einem 10-Liter-Majonnaise-Eimer. Füllung: einfache Erde von Blume 2000. Dann selbst angerührtes Gemisch aus Bauhaus-Erde, Ton-Phosphaten und einer Art künstlicher Fledermaus-Scheiße, Markenname »Guano«, alles mit Kalk angereichert. Steigerung auf zehn Eimer. Eine Pflanze pro Eimer. Grenze bei hundert Eimern. Besorgt von Restaurants und Pommesbuden im Umkreis. Beleuchtung: acht 600-Watt-Natriumdampf Lampen, etwa eine Lampe für vier Quadratmeter. Definitiv zu wenig. Erst eine Lampe pro Quadratmeter brachte befriedigende Ergebnisse. Leuchtmittel wurden über ein Seilzugsystem bewegt, um ein Verbrennen der wachsenden Geschöpfe zu verhindern. Austausch der Majo-Eimer durch gut 50 Blumenkästen, aufgebaut in einem U auf Böcken. Maximale Schuppenauslastung: knapp 300 Pflanzen mit 35 Lampen.*

*Diese Größe bedeutete: zehn Stunden Arbeit täglich, vier fürs Bewässern, dazu pH-Wert messen, Ernährungswert (EC) kontrollieren, Wasser und Raumtemperatur im Auge behalten, Zuluft und Abluft regeln, nach Schädlingen suchen, nett zu allen Pflanzen sein. Ein System aus Regenrinnen sollte Überflutungen beim Bewässern verhindern, trotzdem kam es laufend zu Überschwemmungen.*

*Sie bauten verschiedene Sorten an. Wissenschaftlich und gesetzlich gab es nur eine Cannabispflanze, die Cannabis Sativa (Gewöhnlicher Hanf), aber auch der Name Cannabis Indica (Indischer Hanf) wurde verwendet, um das Spektrum besser beschreiben zu können. Die meisten Indica-Sorten wuchsen kompakter, waren stämmiger und blühten schneller (sechs bis neun Wochen). Sie vermittelten ein kräftigeres »stoned«-Gefühl, ein entspannender Effekt trat ein – bei höheren Dosen auch ein einschläfernder. Die Sativa-Sorten wuchsen höher, hatten eine kürzere Vegetations-*

*aber dafür eine längere Blütezeit von neun bis sechzehn Wochen und leichtere Blüten. Sie bewirkten einen stärkeren »High«-Effekt, der als anregender wahrgenommen wurde, manchmal kam es zu psychedelischen Effekten.*

*Im Schuppen war ihre Hauptsorte eine Indica-Pflanze, deren Samen sie von Serious Seeds in Amsterdam unter dem Markennamen Hindu Kush gekauft hatten (traditionelle Afghani-Sorte, kam in den 80ern aus, logischerweise, Afghanistan). Ebenfalls ausprobiert: Nothern-Lights- und Citral-Sorten, einmal auch Top 44, eine Art High-Speed-Indoor-Pflanze, die nach 44 Tagen blühte. Allein die weiblichen Pflanzen waren interessant, weil sie das begehrte Tetrahydrocannabinol (THC) enthielten. Ihr Ziel waren vor allem die harzhaltigen Blütentrauben, die sie getrocknet und zerkleinert als Gras oder Marihuana (beide Begriffe wurden gleichberechtigt benutzt) verkauften. Haschisch oder Dope stellten sie nicht her – darunter verstand man das aus den Pflanzen extrahierte Harz. Das Zentrum einer Zucht war eine (besser noch: mehrere) Mutterpflanze, eine weibliche Pflanze, aus der Stecklinge gewonnen wurden. Damit erst war eine Plantage autark.*

*Wenn man mit Samen arbeitete, legte man die in ein gut angefeuchtetes Papiertaschentuch auf einen Teller, den man abdunkelte und bei einer Raumtemperatur zwischen 22 und 25 Grad ruhen ließ. Nach zwei Tagen keimten die Samen. In diesem Zustand wurden sie mit dem Samen nach oben einen Zentimeter tief in das gewählte und vorgedüngte Substrat gesteckt, im Schuppen war das Perliterde. Nach zwei bis drei Wochen kamen die Pflanzen in ein Indoor-Gewächshaus aus dem Baumarkt, Größe 1,20 m × 1,20 m.*

*Nach einer gewissen Wachstumsphase (blaues Licht) wurden die Pflänzchen in die Blütephase (rot-orangenes Licht) gestellt. Bei den weiblichen bildeten sich feine Drüsenhaare, bei den männlichen Gebilde, die der Dude als »Hodensäcke« bezeichnet, die Reservoire für das Bestäubungsmaterial. Alle männlichen Pflanzen wurden vernichtet, die weiblichen wieder auf Wachstum gestellt,*



*die potenteste wurde zur »Mutterpflanze«, die bis zu ihrem Lebensende weiterwuchs und neue Stecklinge produzierte. Diese wurden mit einem Wurzelstimulationshormon wie Clonex Cloning Gel behandelt und in Steckschaumblöcke eingebracht (oder Jiffy Torfquelltöpfe) und in das kleine Gewächshaus gestellt, unter dem eine handelsübliche Wärmematte für 20 bis 22 Grad sorgte. Die Luftfeuchtigkeit betrug anfangs rund 90 Prozent, nach etwa acht Tagen reduzierte man sie auf 50 Prozent, indem man das Dach etwas öffnete. Für die Stecklingszucht wurden wegen der geringeren Hitzeentwicklung Leuchtstoffröhren verwendet. Abgestorbene Kleinstblatt-Triebe mussten sofort entfernt werden, damit die Pflanzen nicht verfaulten.*

## VERDUN IM GARTEN

Erdgeruch, würzig, feucht, gut. Manchmal das schönste Parfum. Gerade allerdings nicht so. Scheiß-Erde. Scheiß-Gewicht. Fluchend schleppte der Dude einen Kasten nach dem anderen in die Dunkelheit und verteilte die verwurzelte braune Masse im Garten links und rechts neben dem Pfad zur Terrasse. Verdammte Erde, das hörte gar nicht mehr auf. Der Kleine, sein Bruder, Charly und No Brain drückten sich mit entleerten Kästen auf dem engen Pfad an ihm vorbei, um im Schuppen neue zu holen. Der Bruder zog unentwegt die Nase hoch, mitten im Sommer, glänzende Sekretstreifen über der Oberlippe, rot das Gesicht. Er glaubte wohl, das falle niemandem auf, die anderen dachten: voll druff, mal wieder. Egal. Solange das Koks ihm beim Schleppen half.

Sie hassten diese ewig gleiche Prozedur. Waren die Pflanzen abgeerntet, musste die Erde zügigst entsorgt werden, damit die Kästen schnell neu aufgefüllt und die hochgezogenen Stecklinge eingesetzt werden konnten. Heute, nicht morgen. Bitte keine Verzögerung, jeder Tag zählt, der Markt wartet ungerne.

Bei rund fünfzig Kästen war das eine elende Schufferei, die durch die Dunkelheit nicht gerade erleichtert wurde, aber sie brauchten ein bisschen Schutz vor neugierigen Blicken der Nachbarn. Um sie herum war vor allem Gewerbe, aber ein paar normale Menschen wohnten trotzdem nebenan. Man musste kein Sherlock Holmes sein, um die Erd-Karawane nachts im Garten möglicherweise seltsam zu finden.